

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

16] Roman von C. Viebig.

Er ging neben ihr her und sah sie von der Seite an, sie beobachtend. Sie war so ernst; er wurde unruhig und biß sich den Schnurrbart. War sie böse auf ihn? Er war zu spät gekommen, ja wohl, aber ein guter Bekannter, ein Freund von früher, hatte ihn aufgesucht; sie waren ins Plaudern gekommen, dann hatte er den Freund aufgefordert, an der Partie teilzunehmen. Sie würde doch nichts dagegen haben? Zerstreut schüttelte sie den Kopf; es war ihr ganz gleichgültig.

Auf dem Großgörschen-Bahnhof sollten sie die anderen treffen, die waren direkt dorthin gekommen.

Ganz draußen, wo die Grunewaldstraße nach Wilmersdorf zu ins öde Feld führt, da wohnten sie alle. Ringsherum Arbeiter. Arbeiter, die mit der frühen Morgenstunde ausrücken, spät abends heimkehren; bleichüchtige Mädchen, die in die Fabriken gehen; unzählige Kinder auf dem Trottoir. Wo die Häuser enden, flaches Feld, die sandige Erde mit Scherben und Schutt vermengt; hier und da ein Stückchen Drahtgitterzäunung und eine Bretterlaube — ein paar rotblühende Bohnen, kümmerliche Salatstauden und dürftige Rüben, von Unkraut halb erstickt — ein Garten der Armut.

Elisabeths Gesicht war ernst gewesen, seltsam bänglich, als sie zum erstenmal diese lange Straße hinunterschritt, um Fräulein Marie Ritter einen Besuch zu machen. Heider hatte sie dringend darum gebeten. „Ich muß Sie mit unserer Mutter Maria bekannt machen, Fräulein Reinharz.“ hatte er gesagt. „Ein famoseres Weib! Was Sie von ihr lernen sollen, ist nicht die Kunst, ein gutes Buch zu schreiben, anderes. Ich jage Ihnen weiter nichts, Sie haben ja selbst Augen.“ Er lächelte nicht ohne Sarkasmus. „Was freilich das Urteil vieler über Fräulein Ritter anbelangt —“ er zuckte die Achseln und pfiß.

Was war das mit dieser Marie Ritter? Elisabeth hatte nie ihren Namen als Schriftstellerin gehört. Sie erkundigte sich bei Herrn Kistemacher.

„Ritter — Marie Ritter?! Kenne ich nicht. Wird wohl das Verhältnis von dem jungen Menschen sein. Man weiß ja — Zigeunermwirtschaft!“

Und Leonore hatte bei des Mädchens Frage einen Augenblick nachgedacht, dann in heller Empörung ausgerufen: „Da willst Du hin? Das erlaube ich nicht! Schah, sage Du — ihr Mann war gerade eingetreten —“ kann ich's zugeben, daß Elisabeth mit dieser Ritter — Du weißt schon, Marie Ritter, verkehrt?“

„Bewahre!“ Mannhardt lehnte aufs entschiedenste ab. „Das ist nichts für Sie, Fräulein Elisabeth! Folgen Sie da nur ganz meiner Frau!“

„Warum denn?“ wollte Elisabeth fragen. Leonore schien diese Frage zu ahnen und kam ihr zuvor: „Fräulein Ritter stammt eigentlich aus guter Familie. Nach ihrem Roman, der vor mehreren Jahren großes Aufsehen erregte, hatte ich die Absicht, sie in meinen Salon einzuführen. Wie froh bin ich jetzt, daß ich damals vorsichtig war! Es ist auch nichts aus ihr geworden.“ Sie zuckte die Achseln. „Uebrigens, Du kannst mal ihre Geschichte in einer Novelle verarbeiten — ein ganz interessanter Stoff! Die Starzynska verkehrte mit ihr, hat sich natürlich auch ganz zurückgezogen — litterarisches Proletariat!“

Auf was mußte man da gesagt sein?! Ein geheimnisvoller Schleier wob sich um Marie Ritter. Elisabeth wagte nicht, Heider um Aufklärung zu bitten.

Selbst sehen! So ging sie hin.

Es war an einem Sommernachmittag gewesen, gegen Abend, als Elisabeth die Wohnung von Fräulein Ritter betrat. Durch das einzige Fenster der Stube sah man hinaus auf die Dede der Felder. Elisabeth war geblickt; die schlanke Gestalt, die ihr vom Fenster entgegentrat, war ganz im Glanz gehüllt. Draußen sank der große runde Sonnenball hinter die magere Erdscholle. Hier oben im dritten Stock trafen noch die Lichtstrahlen; sie schienen ein stilles, heiliges Feuer entzündet zu haben in dieser beschränkten Häuslichkeit.

Nebenan klang es wie das Schwagen eines Kindes im Einschlafen — süße, kindlich-frohe Laute.

Marie Ritters durchsichtiges Gesicht hatte einen rosigen Schimmer.

Um den reichen blonden Flechtenkranz, der ihren Kopf umgab, webte der Abendschein eine Glorie. Also das war die, vor deren Umgang man sie gewarnt hatte? Unendlich sympathisch berührte die sanfte Stimme, und voller Spannung sah Elisabeth in dies Gesicht. Das mußte schön gewesen sein! Jetzt war es verblüht; eingegrabene Linien zogen sich über die Stirn und an den Schläfen zeigte sich viel Grau im blonden.

Fräulein Ritter hatte eine zurückhaltende und doch herzgewinnende Freundlichkeit; Elisabeths Scheu zerstob. Da war nichts, gar nichts, was ihr mißfallen hätte; sie fühlte sich mit kinder, vertrauter Hand berührt in dieser bescheidenen, ein wenig altmodischen Häuslichkeit. Nichts von Zigeunermwirtschaft. Elisabeth hätte lachen mögen, wenn sie an Herrn Kistemacher dachte.

Dann war Jakob Heider gekommen und war beglückt, Elisabeth zu finden. Er brachte eine Wurst zum Abendbrot und eine Düte Kirichen — „für Heidi“ — sagte er.

Erdmann erschien. Hier war er, wie von einem Damm befreit; hier war er zu Hause. Er zog ein paar Rettige aus der Tasche, er hatte kein Geld, um anderes zu kaufen.

Mit ungeheurer Freude, wie ein großes Geschenk, nahm Marie Ritter sie an. Es war rührend zu sehen, wie der blasse Erdmann strahlte.

Und nun kam noch Peter Sörensen, „mein dritter Sohn“, wie Fräulein Ritter sagte. Sie war anmutig, wenn sie lachte, ein Hauch von Jugend schien dann zurückzukehren; und sie lachte beim Anblick des durchfetteten Padedchens, das ihr Sörensen entgegenhielt. „Spidaal!“ erklärte er schmunzelnd. Das „Sp“ sprach er ganz fein, ganz spit; er war von der Westküste.

Man hatte Elisabeth nicht fortgelassen, sie mußte zum Abendbrot bleiben, und sie blieb gern. Die drei jungen Leute aßen wie die Wölfe, sie waren gewohnt, hier gedeckten Tisch zu finden. Jeder rechnete es sich zur Ehre, etwas zur Mahlzeit beizutragen zu dürfen. Es hatte Elisabeth lange nicht so gut geschmeckt; dieser Appetit steckte an, und man fühlte, es wurde gern gegeben. Sie sah es wohl, wie Marie Ritter besonders für Erdmann sorgte; der war ihr kränklicher, der ihrer am meisten bedürftige Sohn.

Elisabeth fühlte den Strom der Mütterlichkeit, der von diesem, gewiß schon ältlich zu nennenden Mädchen ausging, das nicht mehr jung war, nicht mehr schön, kein geistreiches Wort sprach, und doch hingen die jungen Leute an ihren Lippen.

Das Gespräch drehte sich hauptsächlich um Ditteratur. Man sprach von Eisenlohr. Elisabeth sah ganz betroffen, als der Name fiel. Da hätte sie auch erzählen können! Warum nur hatte sie Heider nichts von ihrem Abenteuer gesagt? Sie, die sonst so anfrichtig gegen ihn war.

Erdmann schien unruhig, als Eisenlohrs Name genannt wurde. Er rutschte hin und her; plötzlich sprang er auf, seine schwanke, immer vornüber geneigte Gestalt wurde kerzengerade.

„Und das nennt Ihr Literatur?! Den Instinkten des Publikums schmeicheln? Ihm seine Eitelkeiten ablauschen, die verherrlichen, auf das Wohlgefallen des großen Hauses spekulieren? Sind das Dichter?! Ich sage Euch, das sind Verräter an der Kunst! Dem Dichter ist eine Gabe verliehen, die ihn erhebt über viele — aber auch eine Aufgabe: Er soll seiner Zeit den Spiegel vorhalten!“ — Erdmann streckte den hageren Arm aus, seine sonst so leise Stimme wurde stark — „seht, so seid Ihr!“

Er stand da wie ein Richter, jede Muskel straff; sein Zeigefinger schien die Luft zu durchbohren.

„Und wenn sie nicht sehen wollen, soll er ihnen die Augen aufzwingen. Wenn sie nicht hören, soll er Donnerworte in ihre Ohren schreien. Keulenschläge für die Gemeinen, Verheißungen für die Hoffenden, Trost für die Leidenden! Wir, wir Dichter sind, was die Propheten des alten Bundes waren!“

Seine Stimme wurde immer stärker, sie grollte: „Pfscher,

Gendler, sie treiben Mißbrauch! Werft sie aus dem Tempel der Kunst, ehe die Kunst selbst sie richtet; denn sie wird richten, ob nach Jahrhunderten, ob nach Jahrtausenden. Die Menschheit wird reifen. Dann werden sie den Tempel stürmen und mit erhobenen Händen stehen: Heilige Kunst, vergieb uns, jetzt erkennen wir dich! Steuigt die Verräter!"

Elisabeth wagte keinen Atemzug; schon sah sie, die Hände im Schoß gefaltet. Erdmanns Wangen glühten; seine Augen blähten schwärmerisch, ihr Blau war dunkler geworden, sprühend von einem inneren Feuer. Er sprach wie im Fieber:

"Ich werde hungern und frieren, ich werde verlacht sein; wenn ich sterbe, werde ich allein sterben, kein Hund wird mich zu Grabe geleiten, aber" — er stieß die letzten Worte mit wilder Energie heraus — "ich werde der Kunst w a h r h a f t i g dienen!"

"Und Du wirst einen Freund haben! Du wirst nicht allein sterben!" Seider fiel ihm um den Hals. "Erdmännchen, was sind das für Gedanken?!"

Erdmann schrak zusammen und sah um sich, wie aus einem Traum erwachend. "Entschuldigt!" sagte er leise und setzte sich nieder, "ich hatte mich vergessen!" Er hustete dumpf.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Die gerichtliche Feststellung, daß Geschäftsbriefe des Freiherrn v. Stumm nicht den Rang literarischer Produkte beanspruchen dürfen, ermutigt uns zur Veröffentlichung weiterer Werke des hervorragenden Briefstellers, die wir bisher aus Furcht vor den drohenden, unerhört hohen Nachdruckhonoraren unterließen. Jetzt aber wagen wir es, einiges aus unserer Schatzkammer des Stummischen Geistes mitzuteilen — diesmal nicht Briefe, sondern ein paar Blätter aus seinem Tagebuch, das wohl die wichtigste Quelle der Geschichte der Gegenwart ist. Wir wählen die letzten Notizen, deren Kenntnis uns einer der vorzüglichsten Leistungen der neueren Zeit fremdlichst vermittelt hat.

Sonntag.

Wieder einen Tag ans Zimmer gefesselt. Lausjungar von Doktor Scheitl Noter zu sein, daß er mir Folgen von Wagensturz nicht längst weggeholt hat. Kein Wunder, daß in der Politik alles drunter und drüber geht, wenn ich fehle. Zuchthausvorlage war einfach Skandal. Regierung waschlappig. Nur der Briefdel hielt sich. Werde ihn für erblichen Adel und Reichsstanzlerschaft vormerken. Jetzt will man gar die Kanalvorlage durchdrücken, obwohl ich dagegen bin. Ich werde dem Miquel mal den Standpunkt klären, was er mir schuldig ist.

Feiner Plan, den ich ausgeheckt, Herbert in die Regierung zu bringen, um wieder strammes Regiment einzuführen, an Persönliche Preßklumpen gescheitert. Haben Wind von der Geschichte gehabt und sie Öffentlichkeit denunziert. Damit Herbert unten durch, keine Aussicht mehr.

Auch im Ausland spürt man's, daß mein starker Arm verknagt ist. Socialdemokrat im französischen Ministerium, Schredensherichschaft, Guillotine, gewalttame Doffnung diebesicherster Geldschränke. Mühte Merkel Krieg erklären, statt ihnen zu schmeicheln wegen Weltausfickung. Beispiel kann ansteckend wirken. Singer I. Einfl- weiten 500 000 Mark nach Paris geschickt, um Presse gegen Notlauf der Schweine scharf zu machen. Belgien, Spanien, Italien — alles Kladderadatsch. Wenn ich nur erst wieder gesund bin!

Montag.

Ahnung richtig. Herbert an vorzeitiger Ernennung durch Presse gescheitert. Italien doch nicht so schlimm. Sehen sich tapfer über parlamentarischen Schwindel hinweg. Regieren durch königliches Dekret das einzig Richtige. Honorare an Humbert und Bellouy geschickt. Man muß sich die Sache etwas locker lassen. Auch Belgien eigentlich hoffnungsvoll. Erwarte heilsamen Schreden, wenn man albernem Waffenstillstand Militär scharf schießt. Sollte ein paar preussische Grenzregimenter zur Hilfe schicken.

Dienstag.

Arbeiter-Terrorismus immer schlimmer. Gestern hat sich einer meiner Arbeiter ohne meine Erlaubnis verheiratet, obwohl jeder weiß, daß mit Ehe persönliche Freiheit — die Höchste — aufhört. Habe Karl sofort entlassen und auf schwarze Liste gesetzt. Vergnügte hungriige Ffitterwochen!

Schrieb an Posa, Geschenkwurf gegen unbefugtes Heiraten. Socialdemokratische Ehen mit Zuchthaus, Konkubinate mit Köpfen geahndet. Socialdemokratische Frucht muß abgetrieben werden. Einziges Mittel. Posa telegraphiert, wolle bemerkenswerte Anregung Erwägung ziehen. Der reine Summi-Mann! Erwägung ziehen — lächerlich, wenn ich Vorschlag mache.

Hessische Kammer hat Junggesellensteuer beschloffen und doppelte Steuer auf weibliche Fahrräder angeregt. Gutes Prinzip. Muß aber auf Socialdemokraten anzuwenden werden. Note müssen für

Fahrräder vierfach bezahlen, und Steuern für ihre Arbeitgeber entrichten.

Ein Sonnenstrahl: Herrenhaus wird wegen Zuchthausvorlage interpellieren. Aristokratie bleibt Aristokratie.

Mittwoch.

Wenn ich nur hinaus könnte! Habe Abendbrot stehen lassen, als Nachricht aus Brüssel kam, daß Memmen elend vor Böbel kapitalisiert. Telegramm an Vetter K. L. in Brüssel, in dem es heißt: "Vedenke den alten Satz, Kanailenblut ist das Fundament der Staaten. Vierte Dir 5 Millionen an, um schneidige Politik durchzuführen. Wenn Dir direkte Sendung peinlich, gebe ich Dir eventuell 10 Proz. Provision von Deinen staatlichen Lieferungs-aufträgen für mich." K. L. drashtet Antwort: "Sendung erwünscht. Blut augenblicklich nicht lieferbar. Vielleicht später." Vetter will mich verkröften. Kennt mich schlecht. Telegraphierte zurück: "Erst Blut, dann Geld! Anders nicht."

Belgisches Beispiel von größter Gefahr! Sehe voraus, daß bald preussische Garde mit Unstürzern fraternisiert. Arzt mir Aufregung verboten. Hilft nichts. Ich schäume. Stendes Belgien!

Donnerstag.

Schöner Sieg des Herrenhauses. Habe den Schmöller doch falsch beurteilt. Ein bischen professoral, aber sonst durchaus brauchbar. Liebenswürdiges Schreiben an ihn: "Harren Sie auf diesem Wege aus, und wir vaterländischen Männer der Praxis zählen Sie bald zu den Unstürzen". Reichsbanddirektor verlappter Socialdemokrat. Landgraf Alexis muß Adel, Gullen, Czapski Millionen aberkannt werden.

100 M. an Lueger und 50 an Strohbach gesandt, wegen "nichts-mühiger Buben" und "elenden Diebsgesindels". Bravo. Das sind meine Leute. Habe Strohbach als Oberbürgermeister von Berlin vorgeschlagen, statt revolutionärem Kirchner.

Freitag.

Die Expropriation beginnt. Berliner Strafkammer hat mir eben mein geistiges Eigentum abgesprochen. Die Banditen des "Vorwärts" gehen frei aus, obzwar Fehler und Diebe. Meine Briefe nicht literarische Produkte! Laßhaft! Abschaffung des Eigentums auf gerichtlichem Wege — die Umwälzung der Gesellschaftsordnung fängt an. Belgische Früchte. Hab's vorausgesehen. Warum hat man aber Sache nicht in Dresden verhandelt, statt in verenktem Berlin. Habe wegen Berliner Gerichtsunwesens an maßgebende Stelle geschrieben. Darf unmöglich gebüßet werden. Wehre den Anfängen!

Bis hierher sind die Blätter klar und deutlich geschrieben. Auch die Aufzeichnungen vom Somabend beginnen mit der ruhig geschriebenen Bemerkung: "An Wiener Polizei Trinkgelber gesandt. Brave Leute!" Dann aber wird die Handschrift kraus, verzigt, kaum noch lesbar und der Inhalt zusammenhanglos und unverständlich. Wir konnten das folgende noch eben entziffern:

"Ha, ha — — — ich kein geistiges Eigentum... Die Schwiegermutter auf den Karolinen... Ha, ich Goethe, Shakespeare und Beethoven der Politik... Geh in ein Kloster, Leopold!... Ich soll Dir Geld schicken... Ha, ha... Ich habe ja kein Eigentum mehr... Mit dem Geistigen fang's an... mit dem Gold hört's auf... Ich lasse meine Arbeiter frei... Die Zuchthausvorlage hurra, hurra... Kein geistiges Eigentum... Kein geistiges Eigentum... Doktor, gehen Sie zum Teufel... Ich muß hinaus, ich muß hinaus... Die Welt ist aus aus den Fugen... Doktor, lassen Sie mich los... Wer lacht da? ... Die Hölle ist los... Ha, ha, ha... ich... werde... Sozialdemokrat...
Joc.

Kleines Feuilleton.

Ik. Am Seeufer. In die Monotonie der mittelmärkischen Riefernwälder, Sand- und Heidestraten und Kornfelder dringt das belebende Moment zahlreicher Wasserflächen. Der außerordentliche Reichtum derselben und die Mannigfaltigkeit ihrer Merkmale verschafft uns in verschiedenen Gegenden der Mittelmark Landschaften von nicht geringer Schönheit. Die Gebiete des oberen und unteren Havellaufes und der Oberhpre haben, wie bekannt, hieran den größten Anteil. Ein auffallendes Merkmal dieser Landschaften bilden die secartig verbreiteten Flächen der an sich ziemlich bescheidenen Flüsse, die nicht aus eigener Kraft ihre heutigen weiten Seenbeden geschaffen haben können. Die Havel ist gegen das Ende der Eiszeit ein ungleich mächtigerer Strom gewesen als heute, der von ungeheuren Mengen des abschmelzenden Inlandesees gespeist wurde. Heute versucht der an sich kümme Fluß an leichteren Stellen das breite Bett seines Urflusses wenigstens teilweise noch auszufüllen und verschafft uns damit die sehr respektablen und landschaftlich außerordentlich günstig wirkenden Havelseen. Was dagegen unsere Spree anbelangt, so ist sie ursprünglich in ihrem jetzigen Laufe überhaupt nicht Heimatberechtigt, denn in dem breiten Thale, welches sich durch Berlin hindurchzieht gegen das Havelth, und dessen Randhöhen u. a. durch Humboldthain, Kreuzberg, Westendhügel, Spandauer Bod. z. gekennzeichnet werden, floß zur Eiszeit die bilunale Ober; auf dem von ihr bereiteten flachen Sandbett liegt das heutige Berlin. Erst später, als die Ober ihren gegenwärtigen Durchbruch nach Norden fand, versetzte das alte Bett, welches dann von dem von Süden kommenden ungleich schwächeren Flüsschen der

Spree in Beschlag genommen wurde. „Die Maus im Käfig des entflohenen Löwen“, nennt sie der Geologe Verent. Die Spree hat also die stellenweise seeartige Verbreiterung ihres Spiegels nur dem Vorarbeiten eines älteren mächtigen Stromes zu verdanken. Mag dem nun sein, wie ihm wolle — wir können uns nur freuen, daß solche und andere Umstände uns zu so ausgiebigen Wasserflächen verholfen haben.

Unsere Seen sind dabei keineswegs gleichförmig. Die meisten allerdings besitzen einen Randstreifen von wiesenartigem Charakter, der in die Schilfzone mit ihrem allgemein bekannten Bewohner, dem geschwätigen schnarrenden Rohrstrich, übergeht, den man immer hört und fast niemals sieht. Aber vielfach finden wir auch steile Ufer, die keine Wiesenausbildung zulassen, sodaß das Wasser direkt die Abhänge bestreift, wie z. B. am Stallesee bei der Woltersdorfer Schleuse, einem unserer interessantesten Seen. Andere Seen wieder zeigen stellenweise dünenartige Sandufer. Das Nordufer des großen Müggelsees giebt hierfür das hervorragendste Beispiel, und wer es an einem etwas stürmischen Tage besucht, wird an den überstürzenden Wellen, die rasch über den Sand rollen und fortwährend die Uferlinien verändern, seine Freude haben. Hier kann man sich in der That bisweilen an die Dürre verlegt fühlen. Ganze Bänke von Muschelschalen erhöhen die Illusion und die losgerissenen Tange des Meeresufers werden wirksam durch zahlreiche Bruchstücke einheimischer Wasserpflanzen ersetzt.

Das feuchtigkeitsbedürftigste unserer Laubhölzer, die Erle oder Eller, findet sich naturgemäß am Ufer der Landseen oft in großen Gemeinchaften zusammen und bildet dann die Erlebrüche, wie sie beispielsweise am Slienitzsee zwischen Tassdorf und Strausberg typisch ausgebildet sind. Ein solcher Erlebruch muß mit Vorsicht betreten werden, indem man sich von einem Baum zum anderen schwingt. Betritt man den Boden dazwischen, so sinkt man gewöhnlich unversehens bis an die Knie in den schwarzen humösen Morast. Dieser wird nämlich durch eine dicke schwarze Decke von abgefallenen und mumifizierten Erleblätterchen, den sogenannten Blättertorf, für gewöhnlich den Augen entzogen. Hat man sich aber an diese Hinterhältigkeiten gewöhnt, so gewinnt man auch dem Erlebruch lebhaftes Interesse ab. In landschaftlicher Beziehung wirken die unten wurzelartig zerteilten Erlestämmchen, die wie auf Stelzen aus dem Morast aufsteigen, eigenartig — bei ihrem Anblick erinnert man sich der Bilder, die man von tropischen Mangrovenwäldern gesehen hat.

Einen ganz anderen Anblick, als die gewöhnlich von Schilf, Wiesen und Erle umrandeten Landseen gewähren die Heideeseen, die meist abtupflos in Kiefernheiden eingesenkt sind. Ein typisches Beispiel ist der bekannte Pechsee im Grunewald. Es ist fast unmöglich, sich seinem Ufer ganz zu nähern, denn ringsherum ist dasselbe von einer breiten Zone umgeben, die fast ausschließlich aus Torfmoos besteht und eine schwanke, schwimmende Decke bildet. Nur geringes Leben vermag man in dem bräunlichen stillen Moorwasser zu entdecken, kaum, daß man einem Frosch begegnet. Der auffallende Unterschied zwischen Landseen und Heideeseen ist in ihrem sehr verschiedenen Gehalt an organischen und unorganischen Substanzen begründet. Die Landseen stehen mit dem Grundwasser in direkter Verbindung oder sie werden durch fließendes Wasser gespeist. Das von unten oder von der Seite immer wieder frisch dazukommende Wasser enthält eine Menge aus dem Boden gelöster Substanzen, mit denen das Wasser und der Boden der Landseen und Teiche „angereichert“ wird. Es sind also nährstoffreiche Gewässer, deren Vegetation und Tierwelt diesen Verhältnissen angepaßt ist. Das Wasser der Heideeseen dagegen ist arm an Nährstoffen, denn es steht mit dem Grundwasser nicht in Verbindung und wird auch nicht durch hindurchfließende Gewässer angereichert. Die Seen bilden Einsenkungen im Heidelande, die sich teils durch das von den anstehenden Schichten über nährstoffarmen Sand herabfließende Wasser, teils durch Regenflüsse, teils indirekt durch eine undurchlässige Bodenschicht gefüllt erhalten. Die solche Gelände und Gewässer bevorzugenden Torfmoose sind sogar derart organisiert, daß sie mit ihren großen Poren direkt den Wasserdampf aus der Luft abfangen und kondensieren können. Die Vegetation und Tierwelt der Heidegewässer ist in vielen Zügen von derjenigen der Landseen und Teiche verschieden und hiermit steht der landschaftlich verschiedene Eindruck im Zusammenhang. Bisweilen kommen Mischungen vor. So sind die jetzt isolierten Seen der Seenkette des Grunewaldes in vorgeschichtlicher Zeit Teile eines Flußlaufs, der alten Wante, gewesen. Die einstige Verbindung kommt in den dazwischen liegenden Mooren und Gräben auch heute noch deutlich genug zum Ausdruck; und auch insofern ist keine völlige Scheidung vorhanden, als die Seen an verschiedenen Stellen bald den Charakter der Landseen, bald denjenigen der Heidegewässer zeigen. Während der Grunewaldsee z. B. noch am meisten in der Kette den Heideeseen repräsentiert, entsprechen Krumme Lante und Schlachtensee viel mehr dem Typus der Landseen.

Spaziergänge am Ufer der Seen können nicht genug empfohlen werden, besonders dort, wo der Wald das Wasser begleitet — ein bei uns sehr häufiger Fall. Zwar hat der märkische Wanderer Theodor Fontane mehrere Seen die „melancholischen Augen der Marz“ getauft, doch wenn die Sonne auf dem Wasserpiegel glänzt, macht die melancholische stets einer gehobeneren Stimmung Platz.

Kulturgeschichtliches.

Ag. Als der älteste Berliner Mietskontrakt hat ein Vertrag zu gelten, der im Jahre 1408 zwischen dem Bürger-

meister Thomas Blankensfelde und dem östreichischen Freiherrn Georg von Stein abgeschlossen wurde. Das interessante Dokument, das bis auf unsere Tage erhalten blieb, hat folgenden, etwas umständlichen Wortlaut: „Ich, Georg von Stein, Herr auf Jossen, Stein und Nauden bekenne und ihne kund allermänniglich in diesem offenen Briefe, daß ich mich mit dem ehrbaren und weisen Thomas Blankensfelde, Bürgermeister zu Berlin, geeinigt und vertragen habe, also daß er mir sein Haus mit dem Hof und Garten, wie daselbe steht und liegt, bei dem Parfüker Kirchhofe eingetheilt hat, abgetreten und aufgelassen, also, daß ich darin mag wohnen bis zum Ausgang meines Lebens. Wenn ich dann mit dem Tode von dieser Welt abgeschieden bin, aber nicht eher, soll Thomas Blankensfelde, seine Hausfrau und seine Erben solches Haus wieder einnehmen. Für solchen Besitz seines Hauses habe ich dem ehrbaren Thomas Blankensfelde anderthalb hundert Gulden Rheinische Währung gegeben und bezahlt, damit er das Haus umbauen möge, wie ich das mit ihm beredet und vertragen habe, und werde ich oder meine Erben Thomas Blankensfelde oder seine Erben um dieses Geld nimmer mahnen, er soll sie vielmehr behalten, auch soll ihm von mir hiernit darüber quittiert werden. Ich habe ferner Thomas Blankensfelde 100 Gulden Rheinisch geliehen, die er und seine Erben niken mögen nach Belieben, so lange ich lebe. Wenn ich von dieser Welt abscheide, alsdann soll Thomas Blankensfelde oder seine Erben solche 100 Gulden ohne Verzug dahin zahlen, wohin ich sie vermaße. Habe mir auch vorbehalten, daß, so ich zu Berlin nicht wohnen möchte, ich einen andern auf solche meine Verschreibung in jenes Haus zu setzen das Recht habe. Auch hat mir Thomas Blankensfelde folgendes nochgegeben: So mir die Wohnung in dem benannten Hause nicht länger bequem wäre, und ich ihm die Verschreibung, die er mir gethan, zurückgebe und ihm sein Haus räume, so soll er oder seine Erben mir solche 100 Gulden Rheinisch, welche ich ihm dargeliehn, zum Dank und Vergnügen unverzüglich zurückzahlen. So jenes Haus von wegen eines Feuers oder von wegen der Meinen Versehen abbrechen würde, so sollen Thomas Blankensfelde, seine Hausfrau und Erben die oben genannten 100 Gulden Rheinisch mir und meinen Erben nicht schuldig sein, sondern für den Schaden behalten. Daß zu steter Haltung und Bewahrung aller Eitel und Artikel habe ich, Herr Georg von Stein für mich und meine Erben mein Jugeseigel an diesen Brief hängen lassen, der gegeben ist am Tage Johannes des Täufers 1400 und danach im dreiundneunzigsten Jahr.“

Völkerrunde.

— Ueber die Schrift der Jugalieren auf Birkenrinde bringt Jochelson in der Zeitschrift „Mutter Erde“ beachtenswerte Beobachtungen. Man kann entgegen der gewöhnlichen Ansicht, daß eine Schrift erst nach Entwidlung der mündlichen Sprache zum Gedankenaustausch erfunden wurde, wohl auch annehmen, daß die Reime zu Sprache und Schrift gleichzeitig entstehen konnten. Sogar im Tierleben nehmen wir die Reime einer Schrift wahr. Die Spur leitet den Wolf zum Rentier, letzteres zeigt dem ersteren an, daß es vorübergezogen ist, und zugleich auch die Richtung, die es genommen. Nun hat das, was die Tiere mit ihren Füssen schreiben, im Leben des primitiven Jägers eine hohe Bedeutung, und die „Spur“ konnte das Vorbild der Schrift sein. Die Bedeutung der „Spur“ spiegelt sich bei einem solchen Jägervolk, wie die Jugalieren im nördlichen Asien es sind, auch in der Sprache ab. In der jugalierischen Sprache hat jedes Zeitwort drei Konjugationen. Eine derselben briidt eine Handlung aus, auf deren Vollziehung ihre hinterlassenen Spuren hinweisen. Wenn man z. B. aus den Spuren im Walde erfahren hat, daß dort eine bestimmte Person war und man will den Seinigen zu Hause davon erzählen, so sagt man bei uns: Nach den Spuren zu urteilen, war diese Person im Walde. In der jugalierischen Sprache kann man es mit einem Worte ausdrücken, das sich von der gewöhnlichen Form des Verbums „sein“ nur durch das Anhängel „läl“ unterscheidet. Die „Spur“ konnte mithin als Vorbild beim Gebrauch gewisser Zeichen im wechselseitigen Verkehr der Menschen aus der Entfernung dienen. Diese Zeichen aber waren anfangs einfache Abbildungen der von ihnen gedachten Gegenstände oder Begriffe, und die Genauigkeit der Abbildungen war mit der Kunst aufs engste verbunden. In der „Mutter Erde“ sind einige der auf diese Weise verfaßten Briefe mitgeteilt, die durch ihre Rehnlichkeit mit den Zeichnungen der Nkultischen, der Bilderschrift der Eskimos und den Hieroglyphen der nordamerikanischen Indianer lebhaft auf die Verwandtschaft der alten Völker des nordöstlichen Asiens mit den Stämmen an der nordwestlichen Küste Amerikas hinweisen. Man kann die jugalierische Schrift einreisen in Bilderschrift, in Zeichnungen ihrer Wanderungswegen den Flüssen entlang und in eine Schrift im Liebesbriefwechsel, in dem die Menschen nur schematisch dargestellt sind. Die Jugalieren geben freilich nur diejenigen Orte auf ihren Karten an, die sie selbst gesehen haben, und welche sie gut kennen, inbessen bekunden sie in ihren Zeichnungen eine bewußte Vorsicht von den richtigen Verhältnissen in Bezug auf Lage und Entfernung der Flüsse, Seen, Berge eines Landes, ihnen bekannten Landstriches zu einander und die Kenntnis der Himmelsrichtungen. Diese Marschrouten-Zeichnungen kann man somit als Reime geographischer Karten ansehen. Alle Schlangarschorile, d. h. Schrift auf Birkenrinde, werden mittels einer Messerspitze geschrieben, und staunenswert ist es, welche regelmäßige und feine gerade Linien die Jugalieren mit dieser so eigentümlichen Feder ausführen. —

Astronomisches.

Der Komet Swift, der auffälligste unter den bislang in diesem Jahre erschienenen Kometen, hat Anfang Juni einen plötzlichen Lichtausbruch gezeigt, der den schon schwächer werdenden Kometen aufs neue dem unbewaffneten Auge sichtbar werden ließ. Näheres zur Beurteilung der Vorgänge, die sich in dem Kometen-Innern abgespielt haben müssen, entnimmt die „Frankfurter Zig.“ der letzten Nummer des „Astronomical Journal“, die über Beobachtungen des Kometen mit den beiden Liefenfernröhren berichtet, dem 43-Jähriger der Hertel-Sternwarte bei Chicago und mit dem 36-Jähriger der Lid-Sternwarte in Kalifornien. Unabhängig von einander und nicht gleichzeitig beobachtete an ersterer Barnard, an letzterer Perrine, ersterer an den 4 Abenden vom 20. bis 23. Mai, letzterer von am 11. bis 14. Mai, daß der Komet einen doppelten Kopf, einen gespaltenen Kern zeige. Wann die Spaltung erfolgt ist, läßt sich genau angeben, da Perrine am 7. Mai den Kometenkopf noch als einen scharfen sternartigen Kern beschreibt, der nur auf der nordwestlichen Seite einen kleinen glänzenderen Anhang zeigte; so war der Anblick auch noch am 10.; am 11. aber stand neben dem Hauptkern deutlich getrennt ein zweiter kleinerer auf der südwestlichen Seite in $\frac{1}{5}$ Bogennminute Abstand; dieser Abstand vergrößerte sich, während der kleinere Kern, der schon anfangs $1\frac{1}{2}$ Größenklassen schwächer war, noch schwächer wurde. Zieht man die Messungen Barnards hinzu, so geben sie genau von Tag zu Tag ein weiteres Auseinanderweichen in derselben Richtung und Größe wie die Perrines. Nach dem 23. Mai konnte Barnard den abgetheilten Kometen nicht mehr sehen, weil er zu schwach war. Wieder also hat sich vor dem Auge der zuschauenden Astronomen ein Vorgang im Weltraum vollzogen, der den innigen Zusammenhang zwischen Kometen und Meteoriten beweist. Aber der bekannte Vorgang beim Vielastigen Kometen vom Jahre 1845 hat sich doch nur in ähnlicher Weise wiederholt. Damals trennte sich der Hauptkomet in zwei Teile, die beide 1852 wiederkehrten und dann nicht mehr; sie hatten sich in jenen Meteoritenstrom aufgelöst, der 1872 und 1885 so glänzend am 27. November auftrat, 1898 aber ausblieb aus noch unerforschten Gründen. Diesmal war der eine der Teilkometen gleich von Anfang an kleiner, und seine Auflösung zum Meteoritenstrom ging mit einer Geschwindigkeit vor sich, daß bereits nach 18 Tagen keine Lichtspur von ihm in dem größten Fernrohr der Welt zu erblicken war. Die Kräfte, die den Hauptkometen auseinandertrieben, entstammen zweifellos der Sonne, denn der Vorgang spielte sich ab, als der Komet eben die Sonnen-nähe passiert hatte, ebenso wie bald darauf das Ausleuchten des Stannokometen am 3. Juni; bemerkenswert ist noch, daß während auch in dem stärksten Fernrohr kein Schweiß bei dem Kometen zu sehen war, eine photographische Aufnahme einen solchen von 6–8 Grad Länge zeigte, der also in ultra-violettem Lichte leuchtete. —

Technisches.

b. Zwei wichtige Uhrenfunde. In der „Deutschen Uhrmacher-Zeitung“ beschreibt der bekannte Sammler und Besitzer vieler altertümlichen Uhren, Marsels, zwei alte Uhren, in deren Werk er zufällig gekommen und aus denen ihm hervorzugehen scheint, daß die Uhrentechnik schon vor Jahrhunderten auf erheblich höherer Stufe gestanden habe, als man gemeinhin annimmt. Der eine dieser Funde besteht aus einer messingigen Platine mit Federhaus und Schnecke und der eingeschlagenen Jahreszahl 1509, die zu einer vierreihigen Heisenuhr, einer sog. Tischuhr gehörte. Das interessante an diesem Funde ist nach Marsels der Beweis, daß man die Spiralfeder als Triebkraft, sowie das Federhaus und die Schnecke bereits 1509 in einem solchen Zustande der Vollendung kannte, daß die Erfindung der Uhrfeder sicherlich mehrere Jahrzehnte früher anzusehen ist. Die übliche Vorstellung, daß Peter Henlein 1511 die ersten Taschenuhren baute, muß daher falsch sein; vielmehr fand er die Feder in großen Uhren bereits vor, und hatte demnach nur das Verdienst, das Werk in die kleinere Form der Taschenuhren gebracht zu haben.

Allerdings scheint Marsels hier ein kleiner Irrtum unterlaufen zu sein. Im Jahre 1511 soll Peter Henlein die erste Taschenuhr mit Schlagwerk gebaut haben, während seine erste Taschenuhr mit Vermeidung der Feder gewöhnlich in das Jahr 1500 gesetzt wird. Demnach würde die Auffindung des Uhrwerkes mit Feder aus dem Jahre 1509 hiergegen nichts beweisen. Freilich läßt die Vollkommenheit dieser Feder darauf schließen, daß die Erfindung selbst erheblich älter ist. Eine Erfindung entspringt ja niemals in vollendeter Form einem menschlichen Gehirn, sondern in der Zeit, die für sie reif ist, tauchen an verschiedenen Orten ähnliche Gedanken und Konstruktionen auf, die sich allmählich verbreiten und dabei immer mehr vervollkommen werden. Wahrscheinlich ist die Uhrfeder überhaupt keine deutsche, sondern eine französische Erfindung; wenigstens citiert Marsels einen französischen Autor, der sie in die Regierungszeit Karls VII. (1403–1461), also wohl um 1450 verlegt. Von Frankreich mag sie nach Deutschland gekommen sein, und Peter Henlein erwartete sich um ihre Vermeidung und um die Umgestaltung des Werkes zur Verwendung in kleinen Taschenuhren unmeßbar große Verdienste.

Die zweite beschriebene Aurofrität ist eine außerordentlich kleine, um den Hals zu tragende Miniaturuhr von nur 9 mm Größe aus der Zeit um 1640. Das sehr kunstvolle goldene Gehäuse stellt eine aus-

gestochene Blumen- und Blattdekoration vor, deren Zwischenräume in mehrfarbigem Zellenraster (Email) höchst kunstvoll ausgefüllt sind. Das goldene Zifferblattchen ist gleichfalls mit mehrfarbigem Email geschmückt. Dieses Umkleen einer kleinen Uhr, wofür vierzigmal so viel Hundertmarkstücke geboten sind, als es selbst wiegt, beweist jedenfalls, daß an der Ursprungsstätte dieser Uhr — wahrscheinlich in Frankreich — schon damals, vor etwa 200 Jahren, unter den Uhrmachern Künstler allerersten Ranges vertreten waren. —

Humoristisches.

— Guter Trost Bauer (der sich Zähne reißen läßt, zum Vater): „Jez' hast D' ma' scho' zwei falsche g'riff'n!“

Vater: „Laß Dir nur Zeit — wir derwischn' den rech'n scho' no'!“ —

— Auf der Sekundärbahn. Schaffner (zum einsteigenden Passagier): „Schon alles voll! Steigen S' auf der nächsten Station ein!“ —

— Ein hartgefottener Junggeselle. . . . Vom gestrigen Essen im Restaurant Spazini hab' ich fürchtbare Magen-schmerzen bekommen.“ — „Jeh' auch! . . . Aber heiraten thu' ich doch nicht!“ — (Flieg. Bl.)

— In den „Münch. Neuest. Nachr.“ führt in einer Familienanzeige ein Fräulein Marie Schm. den schönen Titel: „Königlich pensionierte Hoftheaterfeuerwächterstochter.“ —

Notizen.

— Der Steitiner Kapellmeister Karl Ohnesorge hat eine Oper in zwei Akten: „Die Bettlerin vom Pont des Arts“, nach der gleichnamigen Novelle Wilhelm Hauffs, vollendet. —

— Frau Moran-Olden und deren Gatte, der Opernsänger Bertram, sind vom Herbst ab für das Wiener Opernhaus verpflichtet. —

— Der norwegische Schriftsteller Gabriel Finne, bekannt durch seinen Roman „Dr. Wangs Kinder“ und die Novellensammlung „Junge Sünden“, ist im Alter von 33 Jahren in Christiania an einer Lungenentzündung gestorben. —

— Die obereschlesische Montanindustrie hat sich bereit erklärt, zur Errichtung einer technischen Hochschule in Breslau 400 000 bis 500 000 Mark beizusteuern. —

— Die Altchrift (sogen. lateinische Schrift) gewinnt in den letzten fünfzig Jahren mehr und mehr an Boden. Der Verein für Altchrift teilt in seiner Monatschrift „Reform“ mit, daß sich die Verwendung der Altchrift zu der Anwendung der Buchschrift (deutsche Schrift) im Jahre 1800 noch auf 21,76 Proz. stellte; 1870 war der Prozentsatz auf 25,34, 1880 auf 34,92, 1890 auf 38,56 und 1893 auf 40,40 stiegen. Im ganzen wurden im vorigen Jahre 10 329 Werke in deutscher und 7003 in lateinischer Schrift gedruckt. —

— Auf der Insel Island erscheinen außer den Halbjahres- und Jahreschriften einundzwanzig Journale, darunter auch zwei Frauen- und zwei Kinderzeitungen. —

t. Eine Malaria-Expedition entsendet die Schule für tropische Medizin in Liverpool im August d. J. nach Sierra-Leone. —

— Ein Herbarium, das Jean Jacques Rousseau in Ermenouville gesammelt hat, ist von einem Pariser Sammelhändler in Carignan erworben worden. Das Herbarium fällt vierzehn große Wappen und enthält charakteristische Bemerkungen Rousseaus über sein tägliches Leben und Ihm. Rousseau hat drei Herbarien angelegt, von denen das vollständigste sich im Berliner naturwissenschaftlichen Museum befindet. —

t. Ein uralter Eibenbaum befindet sich nach einer Mitteilung der „Gartenflora“ auf dem Bauerngute „im Gerstler“ in der Gemeinde Heimiswyl im Kanton Bern. Der prächtige Baum ist wohl das größte Exemplar der Art *Taxus baccata* in der Schweiz. Er erreicht eine Höhe von 15 Meter und misst in einer Höhe von 1 Meter über dem Boden mehr als 4 Meter im Umfange. Der kräftige Stamm, dessen Alter auf über 700 Jahre geschätzt wird, ist vollkommen regelmäßig entwidelt und teilt sich $3\frac{1}{2}$ Meter über dem Boden in zwei gleich stark entwickelte Wipfel. —

— Eine größere Anzahl Weibrauchbäume brachte die Expedition, die von der Wiener Akademie der Wissenschaften nach Südarabien gesandt worden war, dem botanischen Universitätsgarten zu Wien. Die Bäume haben sich vortrefflich erholt. —

— Die größten Wälder besitzt Amerika und Afrika. Der Wald von Quebec und Ontario in Kanada hat nach neueren Vermessungen eine Länge von 2700 Kilometer und eine Breite von 1000 Kilometer. In den Niederungen an den Ufern des Amazonasstromes bedeckt der Wald einen Komplex von 3300 Kilometer Länge und 2000 Kilometer Breite. Den mächtigsten Wald hat aber jedenfalls das Innere Afrikas aufzuweisen mit einer ausgemessenen Länge von 4800 Kilometer und einer auf 2 bis 3000 Kilometer geschätzten Breite. —